

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der rässelhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

„Aber dann ist es doch merkwürdig, daß Sie ihn seit gestern abend nicht mehr gesehen haben.“

„Er hat viel zu laufen seiner Waldkäufe und anderer Geschäfte wegen. Vielleicht hat er bei jemand, mit dem er wegen eines Waldkaufes in Verhandlung steht, übernachtet.“

„Sprach er davon, als er wegging?“

„Nein, das tat er eigentlich nicht.“

„Wann ging er denn von Ihrem Hause fort?“

„Gestern abend um halb acht Uhr.“

Asbjörn Krag überlegte. Um acht Uhr hatte er selbst den Advokaten getroffen, und da deutete nichts darauf hin, daß dieser im Sinn habe, das Dorf zu verlassen. Und außerdem hatte er doch auch den Brief an den stellvertretenden Amtsrichter geschrieben und diesem mitgeteilt, daß er pünktlich am anderen Morgen erscheinen und seine wichtigen Aussagen machen werde, das heißt, die Indizien vorlegen, die es ihm gelungen sei, gegen den Rittmeister zusammenzutragen.

„Haben Sie ihn gestern abend zurückgewartet?“ fragte Krag weiter.

„Ja, das habe ich allerdings getan. Er hatte im Laufe des Tages davon gesprochen, daß er noch Briefe zu erledigen habe, und die hat er jedenfalls noch nicht abgeschickt.“

Krag wechselte mit dem Amtsrichter einen Blick.

„Wir fragen nur, weil ihm ja vielleicht etwas zugefallen sein könnte,“ sagte dieser.

Aber nun wurde der Kaufmann plötzlich lebendig.

„Ach, das glaube ich nicht. Bomann hatte einen Revolver bei sich!“ rief er und warf Krag einen stehenden Blick zu.

Asbjörn Krag zuckte die Achseln und lächelte. Dann wurde er die beiden Journalisten aus der Stadt gewahr und grüßte verbindlich.

„Auch hier?“ sagte er. „Sie sind zeitig zur Stelle, meine Herren.“

Hier muß die Bemerkung eingeschoben werden, daß Asbjörn Krags Person nur sehr wenigen bekannt war. Wenn er sich öffentlich sehen lassen mußte, trat er am liebsten unter irgend einer Verkleidung auf, darum war es sehr begreiflich, daß ihn die beiden Herren Journalisten nicht persönlich kannten. Aber jetzt wollten sie wissen, wer der Mann sei, und stellten sich darum vor. Sie waren Mitarbeiter an zwei großen Zeitungen der Hauptstadt.

„Sie kennen wahrscheinlich meinen Namen,“ sagte der Detektiv. „Ich bin nicht von der Polizei hergesandt, sondern arbeite ganz privatim und habe mich hier in erster Linie aus Interesse an dem Fall an sich eingemischt, besonders aber auch aus Interesse für meinen alten Freund, Rittmeister Ahe. Ich heiße Asbjörn Krag. Wohin, meine Herren?“

Dieser Ausruf des Detektivs war sehr berechtigt, denn kaum hatte er seinen Namen genannt, als die beiden Herren leht machten und mit flatternden Köschlöchen aufs Telegraphenbureau rannten. Nun war die Sachlage mit einem Male vollständig verändert. Die abgeandten Telegramme mußten mit der Nachricht vervollständigt werden, daß Asbjörn Krag, der berühmte, geheimnisvolle Detektiv, der so selten zu sehen war, die Fäden in der Hand halte.

Krag lachte. Es war ihm klar, um was es sich hier handelte, aber für diesmal hatte er nicht mehr die Absicht, sich zu verstecken.

Der stellvertretende Amtsrichter sah nach seiner Uhr. Es war beinahe zehn Uhr. Jedermann spähte die Straße entlang, ob sich denn der Hauptzeuge nicht doch noch im letzten Augenblick einfänden werde.

### 13. Kapitel.

#### Noch ein Verhör.

Aber es wurde zehn Uhr, und der Advokat erschien nicht. Dagegen kamen die Journalisten zurückgestürmt und wollten durchaus Asbjörn Krag über den Fall interviewen.

In wenigen Worten tat er ihnen seine Ansicht kund.

„Es ist ein sehr geheimnisvoller Fall,“ sagte er. „Bis jetzt haben weder die Verhöre noch die Nachforschungen, die von verschiedenen Seiten angestellt worden sind, Licht in die Sache gebracht. Das einzige, was man weiß, ist, daß der alte Oberst Holger einen Feind hat, der ihn nach dem Leben trachtet. Der Schlag, der ihn getroffen hat, ist so gewaltig, daß der Täter unbedingt im Sinn gehabt haben muß, ihn tödlich zu treffen.“

Vorläufig sagen die Ärzte, der Oberst sei außer Lebensgefahr, aber es werden vermutlich noch mehrere Tage vergehen, bis er zum Bewußtsein kommt. In dieser Zeit könnte der Täter längst entschlüpft sein, so muß man also sehen, sich, so gut es geht, ohne die Aussagen des Obersten zu behelfen.

Die Indizien, die bis jetzt dem Gericht vorliegen, sind meiner Meinung nach nicht so überzeugend, daß sie eine Verhaftung rechtfertigen würden,“ fuhr Asbjörn Krag fort, während die Journalisten eifrig Notizen machten. „Die Leute waren bisher geneigt, anzunehmen, der Herr, den Sie dort sehen, sei durch das Verhör und die Untersuchung stark belastet. Da sein Name De H schon in den Zeitungen genannt worden ist, frage ich kein Bedenken, ihn zu nennen. Es ist Rittmeister Ahe. Gewiß, meine Herren, wir haben Indizien, die darauf hindeuten scheinen, daß der Rittmeister der Täter sein könnte. Mit einigem guten Willen kann man diese Indizien sogar für völlig überzeugend erklären, und ich kann Ihnen versichern, daß aus dem einen oder dem andern Grunde fast alle Menschen hier in der Gegend diesen guten Willen haben. Es sind aber wichtige Umstände vorhanden, die diese Indizien teils einander widersprechend erscheinen lassen, und teils sie, was den Rittmeister betrifft, vollständig außer Betracht setzen. Ich räume ein, daß wir Jugendfreunde



stund, allein ich spreche hier nicht als sein Freund, sondern als Polizeimann. Sollte es sich ergeben, daß der Rittmeister der Schuldige ist — nun, dann läßt sich eben nichts machen. Aber nichts sollte mir lieber sein, als wenn es mir gelänge, seine Unschuld zu beweisen. Ich glaube fest daran, daß er unschuldig ist. Ich werde mich indessen nicht darauf beschränken, seine Unschuld zu beweisen, ich will auch den Schuldigen finden. Eher werde ich nicht ruhen noch rasten."

"Haben Sie irgend eine Vermutung, wer der Schuldige sein könnte?" fragte einer der Journalisten gespannt.

Krag antwortete sofort:

"Davon habe ich nicht die mindeste Ahnung."

Zugleich aber lächelte er so sonderbar und geheimnisvoll, als ob er dennoch mehr wisse, als er sagen wollte, und die Bleistifte der Berichterstatter glitten immer zögernder und unsicherer übers Papier.

"Damit Sie aber einen einigermaßen richtigen Eindruck von der Sache gewinnen, möchte ich Ihnen folgendes erzählen," fuhr Krag fort: "An jenem Tage war es keineswegs des Obersten Absicht gewesen, auszugehen. Da erhielt er einen Brief, und in diesem Briefe wurde er dringend aufgefordert, sich zu einer bestimmten Stunde an einem bestimmten Orte einzufinden."

"Diesen Brief hat natürlich der Täter geschrieben!" riefen die Journalisten eifrig.

Asbjörn Krag machte ein sehr geheimnisvolles Gesicht.

"Einen solchen Brief hat der Rittmeister an den Obersten gerichtet," sagte er.

"Aber das ist ja ein entsetzliches Indizium!"

"Wir werden sehen. Um diesen Brief wird sich heute Vormittag das Verhör hauptsächlich drehen. Wie ich annehme, steht Ihrer Anwesenheit dabei nichts im Wege, meine Herren."

Zu den meisten Fällen empfindet Asbjörn Krag jede Art von Deffentlichkeit höchst unangenehm, während die Verhandlungen und Untersuchungen noch im Gange sind. Diesmal jedoch wich er von seiner Regel ab. Warum? Hatte er in seinem Kampfe eine bestimmte öffentliche Meinung nötig? Meinte er, daß der harten und herzlosen Verdächtigung des Rittmeisters hier in der Gegend am besten durch eine Stimmung, die von außen kam, das Gegengewicht gehalten werden könne? Eines ist sicher und gewiß: Wenn Asbjörn Krag für volle Deffentlichkeit eintrat, dann hatte er eine bestimmte Absicht dabei, dann war sie ihm von Wichtigkeit.

Es wurde noch zehn Minuten gewartet, und die Uhr war ein Viertel nach zehn, als die Verhandlung eröffnet wurde. Der Kaufmann wurde immer unruhiger. Er hatte seinen Jungen in sein Haus geschickt, der sich nach dem verschwundenen Advokaten erkundigen sollte. Atemlos kam der Junge zurück und sagte, der Advokat sei nicht zu Hause gewesen und sei auch von niemand gesehen worden.

Auch der Vorsitzende, der junge Stellvertretende Amtsrichter, wurde bei dieser Nachricht auffallend unruhig. Er wartete Krag etwas zu.

"Ja, beeilen Sie sich nur so sehr als möglich. Es könnte sein, daß wir nachher keine Zeit mehr zu verlieren hätten," sagte dieser. Und die Verhandlung begann.

"Das Gericht wünscht vor allen Dingen darüber ins reine zu kommen, wer den Brief geschrieben hat, durch den Oberst Volger an jenem Unglückstage aus dem Hause gerufen worden ist," sagte der Vorsitzende.

Er griff in die Dokumentenmappe und holte ein Papier heraus.

"Hier ist der Brief," sagte er. Nachdem er das Schreiben vorgelesen hatte, fuhr er fort:

"Ich und andere waren der Ansicht, daß dieser Brief von Herrn Rittmeister Rye geschrieben sein müsse, da Umstände in dem Briefe angedeutet sind, die mit bestehenden und wohlbekannten Verhältnissen übereinzustimmen scheinen. Bei der ersten Verhandlung fragte ich den Rittmeister, ob er einen derartigen Brief geschrieben habe, und er gab das auch sofort zu. Als ich ihn fragte, in welcher Absicht er den Brief geschrieben habe, antwortete er, er sei durchaus nicht in der Lage, mir darüber Aufklärung zu geben, er sei gebunden. Ich hielt das für eine Ausflucht, die meinen Verdacht nur bestärken könne. Ich machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der Herr Rittmeister bis dahin den Brief, den ich hier in der Hand halte, nicht gesehen hatte. Als aber der Brief vorgelesen wurde, erklärte er sofort, diesen Brief hier nicht geschrieben zu haben, wohl aber einen ähnlichen Inhalts."

Die Handschrift ist auch nicht die seinige. Ich dachte dabei sofort, der Rittmeister könnte doch unmöglich leugnen, diesen hier vorliegenden Brief geschrieben zu haben, wenn er es wirklich getan hätte, während er zugleich zugibt, einen ähnlich lautenden Brief geschrieben zu haben. Diesen Brief des Herrn Rittmeisters können wir nicht finden. Ich frage Sie nun, Herr Rittmeister, ob Sie in allem Ihre Aussagen von der ersten Verhandlung aufrecht erhalten?"

Der Rittmeister erhob sich.

"Ja," sagte er fest.

"Sie geben also zu, einen Brief an den Obersten geschrieben zu haben mit der Aufforderung, um halb vier Uhr an einen bestimmten Ort zu kommen?"

"Ja."

"Was hatten Sie dabei für einen Zweck?"

"Darüber wünsche ich keine Erklärung abzugeben."

"War es Ihre Absicht, mit dem Herrn Oberst zusammenzutreffen?"

"Nein, ich hatte nichts mit ihm zu reden."

"Dann hatten Sie vielleicht die Absicht, in seinem Hause — hm — einen Besuch zu machen und wollten dazu freie Bahn haben?"

"Nein, das war auch nicht meine Absicht."

"Aber Sie hatten doch eine bestimmte Absicht dabei?"

"Ja."

"Wollten Sie dem Oberst in irgend einer Weise schaden?"

"Durchaus nicht. Ich hatte dazu keine Ursache, im Gegenteil, denn ich bin dem alten Herrn sehr zugetan."

"Trotz allem, was sich in der letzten Zeit zwischen Ihnen ereignet hat?"

"Ich kann nur wiederholen, daß er mir sehr teuer ist. Ich habe ihn genau so gern wie vorher. Vielleicht noch mehr, denn er scheint von einem großen Unglück getroffen zu sein."

"Sie wollten sich also nicht näher über den Brief und die Absicht, die Sie damit gehabt haben, äußern?"

"Nein."

"Damit setzen Sie mich in die größte Verlegenheit," erklärte der junge Amtsrichter etwas ärgertlich. "Ich möchte doch gerne so rasch als möglich der Sache auf den Grund kommen, und eine offene Aussage von Ihnen könnte mich vielleicht auf eine Spur leiten."

"Das glaube ich nicht. Was ich verschweige, hat nicht die mindeste Bedeutung für die Sache."

"Aber es hat Bedeutung für Sie selbst, Herr Rittmeister. Sie kommen durch Ihr Schweigen unwillkürlich in eine schiefe Stellung."

"Ich nehme die Folgen meines Schweigens und meines Auftretens auf mich."

Der Vorsitzende ließ die Aussagen dieses Zeugen zu Protokoll nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

### Grau Agathes Beziehungen.

Von Paul Alexander Schettler.

Frau Agathe gab immer etwas auf Beziehungen. Kein Wunder. Wenn man eine erwachsene Tochter im heiratsfähigen Alter hat, die man standesgemäß verheiraten will. Denn anders als standesgemäß wäre ein halbes Leben gewesen, darüber war sich Frau Agathe klar, und sie hielt auf Familie. Ihr Mann war zwar nur kleiner Beamter, dessen Gehalt keine großen Ansprüche duldete. Aber sie selbst hatte etwas Geld in die Ehe mit ihrem Joachim mitgebracht, und mit diesem Gelde einen unveräußerlichen Zug zur Höhe. Diesen Zug sollte ihr Gatte keineswegs, weshalb Frau Agathe auch überzeugt war, daß er es nie weit bringen würde im Leben. Um so mehr pflegte sie ihn bei sich und ihrer Hülfe. Diese, das stand bei ihr fest, sollte es einst glänzender haben als die Mutter. Warum auch nicht? Sie verdiente es. Sie war hübsch und hatte eine vorbildliche Erziehung genossen, war in einem Pensionat gewesen, konnte Klavier spielen, hatte Französisch, Englisch gelernt, trieb Sport und verstand es, sich nett und gefällig zu stellen.

Es fehlte Hülfsdien auch keineswegs an Verehrern, die sich um das hübsche Mädel nach Kräften bemühten, und wenn es nach Herrn Joachim gegangen wäre, er hätte zu allem Ja und Amen gesagt und dem Kinde das Glück an der Seite eines Kaufmanns oder Beamten gegönnt.

Nicht so Frau Agathe. Sie war ganz und gar nicht damit einverstanden, daß ihre Tochter den ersten besten wählen möchte. O, auch sie glaubte einst, ein aus Liebe geschlossener Verengsbund werde ein dauernder Paradiesstraum sein, und wie war sie bei ihrem Joachim später aus den Wolken gehärt, als sie erfahren



magst, was du alles Streben nach oben, alle Großzügigkeit und jedes Ideal ermangelte.

So war sie denn allezeit wachsam und trat energisch zwischen sich anstrebende Dingen ein, die mit ihrem Familienwohl nicht vereinbar waren.

„Mein liebes Kind, was soll das bedeuten?“ nahm sie Hilde eines Tages vor, als ihr ein hübscher Rosenstrauß ins Haus gebracht worden war. Hilde erröthete: „Ich weiß nicht, Mama —“ stammelte sie.

„Ich aber weiß, von wem diese Rosen stammen. Von Herrn Kaufmann Rosenhagen. Du solltest dich nicht so weit herablassen, ihn zu solchen Geschenken zu ermutigen!“

„Aber wenn er es doch ehlich meint, mein Hans?“ entgegnete Hilde gekränkt.

„Eben darum,“ sagte die Mutter. „Unterhalte dich mit ihm, ich habe nichts dagegen, aber fürs Leben, nein, mein liebes Kind, das ist nichts für dich! Du bist mir zu gut dafür. Denk nicht nur an dich, denke an deine Mutter und — an deinen Vater.“

Den letzten Satz sprach sie mit einem tiefen, schweren Seufzer aus, in dem eine schmerzliche Anklage und zugleich ein trauriger Bescheid lag.

„Aber ihr seid doch so glücklich geworden, du und der Hans?“ wandte dann das Töchterlein ein.

„Glücklich?“ sagte die Mutter seufzend. „Mein Kind, verlaß dich darauf, deine Mutter weiß besser, was dein Glück bedeutet.“

„Mutter, ich will ja nur meinen Hans — es gibt für mich kein anderes Glück!“ beharrte Hilde.

„Döre auf mich, mein Kind. Wer liebt, ist blind. Ein Mädchen meines Standes kann ganz andere Ansprüche machen. Ich sage dir, du wirst mir's noch danken, daß ich dir die rechten Wege wies.“

„Aber Mutter, Hans ist der beste Mensch der Welt.“

„Das sind sie alle — vor der Ehe,“ sagte Frau Agathe seufzend. „Aber was ist er — was hat er? Welche Zukunft kann ein Kaufmann dir bieten?“

„Er ist solide und fleißig, er kann es zu etwas bringen.“

„Mein Kind, schlag dir diese Partie aus dem Kopfe, ich habe was anderes, weit besseres für dich.“

„Ich weiß, den Herrn v. Rod, aber den mag ich nicht. Eher werde ich eine alte Jungfer!“

„Das läßt du hübsch bleiben. Es ist eine glänzende Partie für dich, ja, es ist eine hohe Ehre für uns, daß er überhaupt, ein Adeliger, ein Offizier, dich zu seiner Frau machen will.“

Natürlich trugte Hildchen, wie sie, rief den Vater vergebens um Beistand an. Frau Agathe hätte ihren Willen durchgesetzt, wäre nicht der Krieg dazwischen getreten, der alle Heiratspläne fürs erste aufhob.

Sowohl Hans, wie der adelige Freier rühten ins Feld, und somit war jede Entscheidung vorerst in weite Ferne gerückt. Natürlich hielt Frau Agathe ihre guten Beziehungen zu Herrn v. Rod auch jetzt noch aufrecht, während Hildchen heimlich mit ihrem selbigen Hans im Feldbrieftausch stand.

Ein Jahr ging um, ein zweites folgte. Die Gegensätze zwischen Mutter und Tochter hatten sich nicht vermindert. Begann Frau Agathe von den Tugenden ihres pflichtigen Schwiegervaters zu schwärmen, Hildchen wachte sogleich mit denen ihres Hans zu parieren.

Aber dann trat noch — seitjenerweise — langsam eine Veränderung ein. Nicht bei Hilde. Die blieb ihrem Hans treu, ob er nun im Weiten oder im Offnen lag; aber bei Frau Agathe. Es war sonderbar, wie sie ihre Ansichten allmählich änderte, wenn sie von Beziehungen sprach. Auch sprach sie nicht allein davon. Der Trieb zur Höhe, den sie immer geübt, nahm in der Tat wunderliche Formen an.

Frau Agathe verfügte bis dahin über einen Stolz, und eine Reserve, die sie untergeordneten Personen, namentlich dem Dienstmädchen gegenüber, deutlich fühlen ließ. Sie vergab sich nie etwas. Der Krieg veränderte sie völlig. Sie schien plötzlich bei ganz anderen Freisen ihre Beziehungen zu suchen, als bisher, und ihr feiner Instinkt rüthete sie nicht, denn die Beziehungen, die sie namentlich anknüpfte, erwiesen sich durchaus lohnend. Ihrem Dienstmädchen, das vom Lande war und das sie immer von oben herab behandelt hatte, kam sie mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen, wofür ihr dieses hin und wieder erkrankt war und den Haupt gewordenen Kriegsvreisestram hervordröhte, der Händlersfrau gegenüber war sie die Lebenswürdigkeit selbst, und eine Bäuerin, bei der sie allerhand Landersammlungen einkaufte, wurde geradezu zu ihrer Vertrauten.

Dieser Bäuerin sang sie überhaupt das Loblied, sie nahm Anteil an deren intimsten Familienangelegenheiten, ja, sie fand sogar Veranlassung, sie dann und wann zu einem Täßchen Besuchs-kaffee einzuladen. Es war natürlich, daß diese Zuneigung Gegenliebe fand und Frau Agathe dafür manchen Lederbüßsen einsteckte, den man sich in so harten Zeiten nicht gern vom Munde abwartete. Aber Frau Agathe tat es „natürlich“ nicht darum. Beliebt hatte sie ein geradezu patriotisches Interesse an allen Dingen gewonnen, die das Landleben anging, und ihr Interesse ging schließlich so weit, daß sie Hildchen eines Tages davon verständigte, sie habe sich die Heiratspläne mit Herrn v. Rod aus dem Kopf geschlagen, sie empfinde es als das einzig Passende, einen Landwirt als Schwiegervater zu besitzen. Ja, sie habe bereits einen

prächtigen Menschen kennen gelernt, eine glänzende Partie, es sei ein Gutsinsbesitzer, ein junger Mann, der zu den besten Hoffnungen berechtigt, und der auch mit dieser Wahl durchaus einverstanden sei.

Hildchen fiel aus allen Wolken, und selbst der Vater Joachim war diesmal baff. Aber Frau Agathe ließ sich auf seine Widerrede ein. Selbst ein Dingerstreit, den Hilde mit ihrem Vater inszenierte und der dem Wohlth der häßlichen Heiratspläne galt, fruchtete nichts. Frau Agathe wußte, was sie wollte.

Aber wieder griff der Krieg in ihre gewöhnlichen Schwiegervaterrechte ein. Oder war es diesmal Hildchens Lust gewesen?

Eines Tages nämlich erschien Hans persönlich bei Frau Agathe. Frisch aus dem Felde. Er kam in seiner selbstgekauften Uniform, mit Blumen und der Miene des Eroberers. Hilde stieg ihm um den Hals, noch ehe er seine Werbung bei Frau Agathe vorgebracht hatte. Letztere war sprachlos vor Entzücken über diese Keckheit. Hans hatte nur drei Tage Urlaub. In dieser Zeit mußte die Kriegstraining vollzogen werden. Auch die Hinge hatte er bereits besorgt.

Und ehe sich Frau Agathe von ihrem Schreck erholt hatte, war Hildchen Hansens Gattin, und das Schwiegervaterproblem war damit erledigt. — Für Frau Agathe freilich noch nicht. Denn obwohl sie heute schon ihr erstes Entsetzen wies, meint sie noch immer künftätig, daß sie es doch so gut mit ihrer Hilde gemeint habe und daß sie es eigentlich nicht recht zu lassen vermöge, wie ihr Kind bei einem Mann so ohne alle „Beziehungen“ glücklich sein könne.

### Das Licht auf Benders Farn.

Skizze von Hanns Wohlbold.

Die Regenzeit hatte begonnen und seit mehr als einer Woche schloß der Himmel nicht eine Stunde seine Schlossen. Die Wolken jagten vor dem Sturm, Blitze flammten Tag und Nacht und der Donner rollte wie das Geschloß einer schmerzlichen Schlacht. Hierig, gleich einem verdurstenden Menschen, trank die ausgebrannte Steppe die endlos strömenden Wasserfluten, der harte rissige Boden saugte sie auf und verwandelte sich nach und nach in einen zähen Schlamm, der sich fest an die ragenden Felsen legte. Junges Leben sproßte aus der südafrikanischen Erde, zwischen den Horsten der verdorrten, braungelben Gräser zeigte sich neues, zartes Grün, an den Dornbüscheln sproßten die Knospen und ein weicher, warmer Hauch wehte über das weite, nackte Land, der die Menschen aufnahmen und ihre Schritte elastischer, ihre Augen heller werden ließ.

Gegen Abend, an einem Sonntag, hörte der Regen auf, aber kein Stern stand am Himmel, der wie eine schwarze Decke auf dem Lande lag.

Ta hieg der alte Bender die schmale Leiter empor, die zu dem niedrigen Dachboden seines Hauses führte, und stellte eine Lampe hinter das kleine Fenster, das nach Osten wies.

Das tiefe, laute eingetrochene Hühner, das in jener Richtung nicht weit von seiner Farn entfernt lag, — Gendoozen Nieder hieß es — führte infolge des starken Regens ein reichendes Wasser. Schmale, nicht minder stark strömende Bäche, die stellenweise mehr als mannshoch waren, rannen durch Sand und Fels zum Gendooz Rivier, und wer sich bei Nacht in dieser Wildnis verirrt, der konnte leicht, wenn er nur einen falschen Schritt tat, in eine Strömung geraten, aus der es keine Rettung für ihn gab. Immer in solchen Nächten der Gefahr stellte Bender die Lampe dort hinauf; er tat das, seitdem kein Sohn, der auf einer Reise während der Regenzeit sich ein paar Tagemärkte von der Farn entfernt bei der Nacht verirrt, in einen Rivier geraten und ertrunken war. Die kleine, menschenfreundliche Lampe leuchtete weit in das Land hinaus, auch in großer Entfernung war ein schwacher Schein über das Wasser gedeckert, der dem Wanderer die Gefahr zeigte, und jeder, der zur Nachtzeit nach durch die Wildnis irrt, sah an dem blinkenden Licht, daß ihm hier ein göttlich Dach warte, unter dem er ruhen konnte, bis der neue Regen kam.

Drei Jahre lang schon stand in solchen finsternen Nächten das Licht in Benders Farn und noch nie war ein Verirrter im Hause eingelehrt. Denn war es das erheumat, daß ein Mensch kam, dem es in höchster Not den Weg zeigte.

Der alte Bender hatte mit den Tränen, der Wut des Sohnes und dem Gekel, einem frischen Knaben, das Abendrot versehen. Das Kind ging schlafen und die junge Frau ergriff zu einer Handarbeit, Bender selbst zündete die Pfeife an. Ein leuchtendes Beilen der Stunde, die an der stürzenden Kette tobte, deutete darauf hin, daß jemand kam und dann wurde ungeschäm an der Haustür gewartet. Der Alte selbst ging, um zu öffnen, und der Mann, der draußen stand, fiel ihm fast in die Arme, denn er war so schwach, daß er sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte. Mit Hilfe der Schwiegertochter geleitete ihn Bender in die Stube, wo er sich erspdyt auf das alte Federkissen, das noch aus der Ornat kam, sinken ließ. Fürsorglich war die Frau und der Vater um ihn bemüht, und nachdem er erst gesättigt war, begannen seine Bekümmert sich langsam wieder zu regen. Seine Worte hatten unterdessen Zeit gehabt, ihn zu betrachten. Die Erschöpfung und ein mildes Leben, das er vielleicht durch die Not gezwungen in letzter Zeit



geföhret, mochten sein Aussehen nicht zu seinem Vorteil verändert haben. Er schien aber auch dann, wenn man dies berücksichtigte, nicht zu den Menschen zu gehören, die man gerne unter dem eigenen Dache haben mag. Bendor und die junge Frau, die ein hartes und entbehrungsreiches, aber doch für die Verhältnisse des Landes, in dem sie wohnten, thätiges und braves Leben führten, betrachteten ihn mit Geföhlen, die aus Mitleid und Widerwillen gemischt waren.

Der Mann war noch nicht alt, er zählte höchstens vierzig Jahre. Aber man konnte ihm ansehen, daß schwere Zeiten hinter ihm lagen. Sein Gesicht, das ein krauppiger, dunkelblauer Bart umrahmte, war voll von Runzeln und Falten, das gelbe Haar hing ihm in langen, harten Ströhmen um die Stirn, und in seinen Augen, die jedem feinen Blick auswichen, lag ein scheinbar wilder Glanz, der nur zuweilen gemildert wurde, wenn es plötzlich war, als wanderten die Gedanken dieses Menschen irgendwohin, in eine Ferne, in der sie etwas suchten, das sie nicht finden konnten oder längst verloren hatten. Das verlumpte Gewand deutete auf große Nachlässigkeit seines Trägers, und obwohl es schien, daß er weite Wege hinter sich hatte, sah er doch nicht das kleinste Bäckchen, wie es sonst auch Landreicher wohl bei sich zu haben pflegen, mit. Als er gefättigt war und ihm ein paar Schlucke von Benders dünnem, selbstgebrauhtem Honigbier die fahlen, eingefallenen Wangen färbten, erholte er sich rasch und begann in einer unruhigen, hastigen Art zu reden. Seine Sprache war so scharf wie sein Blick. Er erzählte, wie er im Land umhergewandert war, um vielleicht irgendwas Arbeit oder sonst ein Unterkommen zu finden, wie er sich verirrt und seit Tagen kaum etwas genossen habe, wie ihn das Licht hierher geföhret. Alles sprach er in sprunghafter Ausdrucksweise, in abgerissenen Sätzen. Dabei blieb sein Blick nirgends ruhen, umher wanderten seine Augen durch die Stube, als ob er etwas suchte oder sich ergründen wolle, bis sie endlich immer wieder an die gleiche Stelle gingen.

Ueber dem Ledersofa, auf dem er noch immer saß, hing ein kleines Bild, eine unbeholfene Zeichnung, die ein Dorfkünstler gefertigt hatte und die Benders Heimatsort darstellte. Zur Erinnerung an das alte Vaterland nahm Benders Sohn, als er auswanderte, das Bild mit. Der Fremde sah es immer wieder ins Auge und versprach sich schließlich beim Reden, denn es fesselte aufscheinend seine ganze Aufmerksamkeit. Er stellte schließlich eine Frage in bezug auf das Bild, die beantwortet wurde. Bendor sagte ihm den Namen des Dorfes, den er wiederholte. Er sprach ihm, als sei seine Junge deutsche Laute einst gewohnt gewesen, und dann kam wieder der suchende Ausdruck in seinen Blick. Man konnte denken, es wolle etwas in ihm lebendig werden, das lange tot war, eine Strömung, die ihm unbewußt durch seine Seele ging, tauchte auf. Nachdenklich und ernst sah er vor sich nieder. Vielleicht hatte er auch einst auf einer Scholle gewohnt, die ihm Heimat war, als Mensch unter Menschen, ehe er seine wilden Wege ging.

Bendor fiel der Ausdruck in dem Gesicht des Unbekannten auf, er wechselte einen Blick mit seiner Schwiegertochter. Sie dachte wie er und nicht leicht. Vielleicht konnte man diesen Mann wieder auf die gerade Straße führen.

Da stellte der Fremde plötzlich die Frage, warum da oben das Licht in die Nacht hinausleuchte und ob es immer dort stehe. Bendor gab ihm Auskunft.

Er redete von seinem Sohn, der auf der Reise, in einer finsternen Nacht, wie diese es war, in der Ferne zugrunde ging. Er hatte Vieh verkauft und trieb es einem Anstieher, der weiter im Norden wohnte, zu. Die Herderhirten, die er mitgenommen hatte, sandte er zurück, denn sie waren daheim, auf der eigenen Farm, dringend notwendig. Er selbst blieb, des schweren Wetters wegen, noch einen Tag bei dem Landsmann zu Gast, der ihn freundlich aufgenommen und der ihn um Rat in vielen Dingen fragen wollte, da er ganz neu war in Südwest. Schließlich, noch ehe jener ihn gerne ziehen ließ, wandte er sich heimwärts. Aber er kam nicht zurück, nur seine Leiche fand man, die ein Rivier, der hohes Wasser führte, an das Ufer spülte.

Der alte Bendor erzählte mit steigender Stimme; die Erinnerung an all das ging ihm nahe, und die Frau saß schweigend, das Gesicht mit der Hand bedeckt, um ihre Tränen zu verbergen. Schließlich erhob sie sich und verließ die kleine Stube.

Der Fremde hörte mit tiefgebeugtem Kopf und finsternem Blick zu, es war nicht möglich, zu sehen, welchen Eindruck Benders Bericht auf ihn machte.

„Die Tasche, die des Sohnes Habfeligkeiten und auch das Geld barg, das er für das verkaufte Vieh erhalten hatte“ — schloß der Alte — „sah man nicht bei ihm, und auch später gab es der Rivier nicht heraus. Man weiß nicht, was davon zu halten ist. Ein Bur, der meinem Sohn begegnete, sagte, ein anderer Mann sei bei ihm gewesen, der sich wohl auf dem Weg zu ihm geföhrt haben mag. Man hat von diesem nie mehr etwas gehört. Wir glauben schon“ — der Greis dämpfte die Stimme, als müsse er sich überwinden, seinem Gedanken Ausdruck zu verleihen — „daß es möglicherweise gar kein Unglücksfall war. Vielleicht hat der andere ihm seine Habe genommen, das Vieh, das er bei sich trug, und ihn mit Absicht in den Strom achärt.“

Niemand kann es wissen, was dort an dem einsamen Rivier sich zutrug. Aber das, was wir geföhrt haben, mahnte mich, andere vor gleichem Schicksal zu bewahren. Drum steht das Licht da broden, daß es jedem, der fern vorübergeht, in finsternen Nächten, wenn wildes Wasser die Klüften überflutet und die Bäche zu reißenden Ströhmen macht, den Weg zeigt, damit er nicht in der Irre geht.“

Er schweig und sah den Gast an, der sich sah aus seiner gebückten Stellung aufrichtete. Sein Gesicht war schneeweiß. „Wo war das, mit Eurem Sohn?“ stieß er hervor. „Nicht weit vom Geitfaub.“

Der Fremde stand vollends auf, aber er hielt sich an der Tischdecke, auf die er sich stützen mußte, denn er zitterte wie ein Rohr im Wind. Jeder Tropfen Blutes war aus seinem Gesicht gewichen, mit unnatürlich weit aufgerissenen Augen starrte er den alten Bendor an.

„Bei — Geitfaub —“ stotterte er mühsam. Der Bauer war nicht weniger blaß, als der verlumpte Fremde, und auch er bebte am ganzen Körper vor Erregung. Ihm war zumute, als ob eine brutale Hand plötzlich einen Schleier zerrißen hätte, der ihm mitteilidig etwas Furchtbares verhüllt, das er nun schauen mußte.

Einen Augenblick standen sie regungslos, Auge in Auge. Der alte Bendor ballte die Fäuste, aber er stürzte sich nicht auf den andern. Schwer sank er auf den nächsten Stuhl und barg schluchzend das Gesicht in den Händen.

Der Fremde sah ihn scharf an und dann ging er wandelnd zur Tür. Langsam, mit stolpernden Schritten bewegte er sich vorwärts, immer wieder zogerte er, und er wandte den Blick nicht von dem alten Mann. Es war, als wenn er noch etwas sagen wolle, oder als dächte er daran, sich dem Greis zu Füßen zu werfen. Noch an der Tür blieb er stehen, schwer atmend und regungslos.

Bendor sah nicht nach ihm hin, er hob den Kopf auch nicht, als die Haustüre ins Schloß fiel.

Am anderen Morgen fand man zwischen den Felsen, nicht weit von Benders Farm, die Leiche eines Fremden, die der Genboorn Rivier an das Ufer geworfen hatte.

### Büchertisch.

— Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen. Der rote Kampfflieger. (Verlag von Ullstein u. Co. Berlin; Preis 1 Mark.) Der erste aller deutschen Kampfflieger spricht von dem, was er bisher geleistet hat. Ist es ein Zufall, daß der Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen, bevor er an der Westfront als Heiling in die Flugmaschine kletterte, mit Leib und Seele Kavallerist war? Hier erzählt er, kurz und knapp, in Worten, die hell klingen wie Signale zum Angriff, von seiner Kadettenzeit, seiner Fähnrichszeit, seinen Verwundungsjahren bei den Schwednitzer Ulanen. Lebendig, famos lebendig bringt er alles zu Papier; wie er Wälder kennen lernte, wie er zum erstenmal allein flog, wie ihn für den 16. Feind der Kaiser den Bour le Mérite gab.

— Belhagen & Klasing's Volksbücher (Verlag von Belhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig) haben schon eine ganze Reihe sehr lesenswerter Bändchen zum Weltkrieg gebracht, die geeignet sind, namentlich der heranwachsenden Jugend viel Anregung und Belehrung zu bieten. Eine ganz besondere Beachtung verdienen die beiden soeben erschienenen neuesten Bände der Sammlung, die dem deutschen Flugwesen gewidmet werden. Unser deutsches Kriegsflugwesen behandelt Hauptmann Neumann, der Leiter der Luftfahrerschule Berlin-Adlershof. Der Leser bekommt ein klares Bild von der Organisation und dem Betriebe unseres Flugwesens und lernt an der Hand eines vorzüglichen Bildermaterials die verschiedenen früher und jetzt im Gebrauch befindlichen Flugzeugmodelle kennen. Das zweite Bändchen führt den Titel: Unsere Heldenflieger und ist unseren jungen Helden der Luft gewidmet. Der Verfasser, Viktor von Koberger, schildert in kurzen Biographien die glänzenden Taten dieser Offiziere, die unserem Heere die Ueberlegenheit auch in der Luft erstritten haben. Vorzügliche Bildnisse aller namhaften Flieger sind dem Buche beigegeben, das sich als würdiges Denkmal für unsere gefallenen Fliegerhelden darstellt und unserer heranwachsenden Jugend ein Ansporn zur Waderisierung sein wird. Beide Bücher können zur Anschaffung warm empfohlen werden.

### Charade.

Er saß im Ersten am Strande  
Und trank das letzte Paar.  
Er hatte dabei das Ganze  
In seinem Kuße gar. — II.  
(Aufsölung in nächster Nummer.)

Aufsölung des Anagramms in voriger Nummer:

Helin, Manen, Nolar, Dame, Sifen, Lajo, Altar, Gavn, Estrich, Dandstaag.